

Aufwertung des Frankens spiegelt Exportstärke

Der starke Franken ist in einer Gegenreaktion des Weltmarkts angesichts der Exportstärke der Schweiz begründet. Die Wirtschaftspolitik sollte gegen diesen Ausgleich nicht antreten, kann aber Strukturformen vorantreiben. Von Reto Föllmi

Der Schweizerfranken ist teuer. Notierte ein Dollar im Jahr 1970 noch bei 4 Franken 30, schwankt sein Kurs gegenwärtig um rund 95 Rappen. Die Deutsche Mark war 1970 knapp 1 Franken 20 wert, bei der Einführung des Euro im Jahr 1999 notierte sie bei 82 Rappen. Mit der jüngsten Euro-Abwertung wäre der Kurs weiter auf rund 65 Rappen gefallen, würde es die Mark noch geben. Vor diesem Hintergrund wird befürchtet, dass Schweizer Exporteure auf den Weltmärkten das Nachsehen haben. Tatsächlich sind aber nicht nominelle Wechselkurse, sondern die relativen Preise im In- und Ausland relevant – also die realen Wechselkurse.

Nominelle contra reale Betrachtung

Ein guter Teil der nominellen Aufwertung geht auf unterschiedliche Inflationsraten zurück. Die Inflation war in den USA in der Vergangenheit im Durchschnitt 2 Prozentpunkte höher als in der Schweiz, so dass sich das Preisniveau – verglichen mit der Schweiz – mehr als verdoppelt hat. Um diesen Effekt korrigiert, hat der Franken gegenüber dem Dollar real «nur» um 90 Prozent, gegenüber der D-Mark um 64 Prozent zugelegt. Und trotz neuen Höchstständen ist der Franken gegenüber dem Euro real nicht viel teurer als im Jahr 2002, als dieser noch 1 Franken 47 kostete. Die reale Aufwertung bleibt beträchtlich: Der 90-prozentige Anstieg gegenüber dem Dollar liess die relativen Kosten eines Güterkorbes in der Schweiz relativ zu den USA seit 1970 fast verdoppeln. Umgekehrt ist aber unsere Kaufkraft im Ausland gestiegen.

Was sind die Gründe für die lang anhaltende reale Frankenaufwertung? Zuerst ist die kurze von der langen Frist zu unterscheiden. In der kurzen Frist ist die unterschiedliche Teuerung nicht so wichtig. Vielmehr spielen Instabilitäten und Unsicherheiten bei Gegenparteien auf den Weltmärkten in der kurzen Frist die Hauptrolle. Solche krisenbedingt drohenden Inflationsgefahren manifestieren sich erst mittel- bis langfristig in steigenden Preisen, oder die kurzfristigen Kursübertreibungen korrigieren wieder – wenn die Ängste unberechtigt waren. In der langen Frist müssen demnach andere Faktoren die zentrale Rolle spielen. Diese bestehen in der Innovationskraft und dem hohen Produktivitätswachstum der Exportfirmen. Der Erfolg der Exporteure auf den Weltmärkten wird ersichtlich, wenn die Terms of Trade, also der Preis der Exporte in Einheiten der Importe, herangezogen werden. Diese sind seit 1970 um rund 30 Prozent gestiegen, was den Spitzenplatz in der OECD darstellt. Dies bedeutet, dass die Schweiz für dieselbe Exportmenge 30 Prozent mehr Importgüter erhält. Es ist der Schweiz offensichtlich gelungen, Güter und vor allem Dienstleistungen zu produzieren – bei Letzteren stiegen die Terms of Trade noch weit stärker –, die auf den Weltmärkten immer stärker

nachgefragt werden und darum immer bessere Absatzpreise erzielen.

Ungebrochene Innovationskraft

Die Gründe für diesen Erfolg sind mannigfaltig. Die ungebrochene Innovationskraft der Schweiz wurde jüngst in einer europaweiten Studie des Innovation Union Scoreboard bestätigt (NZZ vom 3. 2. 11). Entsprechend zieht das Land gut ausgebildete Arbeitskräfte an. Mit weltweit steigenden Einkommen werden zudem immer mehr qualitativ hochstehende Güter und Dienstleistungen nachgefragt – und zwar in Bereichen, in denen die Schweiz besonders stark ist. Schliesslich hat der Abbau von Wettbewerbs- und Handelsschranken tendenziell einen positiven Effekt auf die Terms of Trade eines reichen Landes. Anders ausgedrückt widerspiegelt der starke Franken die Gleichgewichtsreaktion des Devisenmarktes auf die Innovationskraft der Exportfirmen. Fände keine reale Aufwertung statt, würden die Schweizer Firmen noch viel mehr exportieren. Zu bedenken ist auch, dass mit der hohen Wirtschaftsleistung der Exportfirmen ein hohes Lohnniveau einhergeht. Andere sind gezwungen nachzuziehen, was zu hohen Preisen von Binnengütern und -dienstleistungen führt. Dies lässt den Franken real überbewertet erscheinen.

Die Binnenwirtschaft fit machen

Die Frage bleibt, was angesichts der Frankenstärke zu tun ist. Weil diese eine ausgleichende Gegenreaktion des Weltmarktes ist, lautet die einfachste Antwort darauf: nicht viel. Die hohen Löhne und Preise zwingen die Firmen dazu, sich laufend zu verbessern. Können sie dies nicht tun, geraten sie über kurz oder lang in Schwierigkeiten. Wenn die Branche nicht abgeschottet ist, folgt ein möglicherweise schmerzhafter Anpassungsprozess. Protektionistische Massnahmen und damit die Verschleppung des Strukturwandels würden aber erst recht die inländischen Preise erhöhen und damit die Wettbewerbsfähigkeit weiter schwächen, was unausweichliche Anpassungen verzögert und nachher noch unangenehmer ausfallen lässt. Auch der chinesische Weg, eine künstliche Schwächung der Heimwährung, führt auf Dauer zu einer Fehlleitung von Arbeitskräften und Kapital in wenig wachstumsstarke Branchen. Was man aber sehr wohl tun kann, ist, kostensenkende Strukturformen umzusetzen, die sowohl der Binnen- als auch der Exportwirtschaft nützen. Als Beispiel sind eine qualitativ hochstehende, aber dennoch zweckmässige Infrastruktur im Inland oder die Stärkung des Binnenwettbewerbs zu nennen.

.....
Reto Föllmi ist Professor für internationale Ökonomie, Universität St. Gallen.